

Jörg Kastner

Im Schatten von Notre-Dame

Band 2: Der Bund der Neun

Historischer Roman

nach den Aufzeichnungen des Armand Sauveur de Sablé



*Victor Hugo und Walter Scott gewidmet – den Meistern.
Und meiner Frau Corinna – zum Dank für
Guernsey und Paris.*

*Wozu braucht ihr Priester,
wenn ihr Künstler unter euch habt?*

Victor Hugo

*Victor Hugo muss sehr zornig mit Gott gewesen sein,
als er »Notre-Dame de Paris« geschrieben hat.*

Charles Laughton

Wer Sünde tut, der stammt vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang an.

1. Johannes 3.8

Vorbemerkung

Liebe Leserin, lieber Leser,

willkommen im Schatten von Notre-Dame, jener mächtigen Kathedrale mitten in Paris, die Sie vielleicht schon einmal selbst staunend besichtigt haben, die Sie aber gewiss aus dem Roman von Victor Hugo oder einer der zahlreichen Hugo-Dramatisierungen kennen. Im späten Mittelalter, jener Zeit, in der Hugos Roman spielt, war Notre-Dame de Paris für die Menschen nicht nur ein Ehrfurcht gebietendes Bauwerk – für die größtenteils des Lesens unkundigen Menschen war die Kathedrale eine in Stein gehauene Verkörperung der Heiligen Schrift. Der geeignete Schauplatz also für eine Geschichte voller Hoffnungen, Wünsche, Ängste, Zweifel und Leidenschaften, wie Hugo sie erzählt hat – und wie sie auch hier erzählt wird. Nicht nur die Kathedrale hat mein Roman mit dem von Victor Hugo gemeinsam, sondern auch etliche der auftretenden Personen. Der bucklige Glöckner Quasimodo, die schöne Tänzerin Esmeralda, der verschlagene Dom Frolo und viele andere mehr erleben auch hier ihre Abenteuer.

In meinem Roman lesen Sie die »Geschichte hinter der Geschichte«, erzählt von dem mittellosen Kopisten Armand Sauveur, der voller Hoffnungen nach Paris kommt und schon gleich zu Beginn Bekanntschaft mit dem »Geistmönch« macht, von dem schon Hugo berichtet. Der französische Dichturfürst verschwieg aber, was es mit dem geheimnisvollen Mönch auf sich hat. Gemeinsam mit Armand Sauveur werden Sie dem Geheimnis auf den Grund gehen, mannigfache Abenteuer bestehen und viele erstaunliche Entdeckungen machen in den engen, dunklen Gassen des alten Paris – im Schatten von Notre-Dame.

Ich wünsche Ihnen gute, spannende Unterhaltung bei Ihrer Reise ins späte Mittelalter!

Herzliche Grüße

Jörg Kastner

Was davor geschah in Band 1

Der Geistermönch

Paris im Jahr 1483. Auf der Suche nach einer neuen Anstellung kommt Armand Sauveur nach Paris. Gutenbergs Erfindung, die Druckerpresse, erschwert es dem jungen Kopisten zunehmend, seiner Arbeit nachzugehen. In den engen Gassen der mittelalterlichen Stadt fällt er unter eine Horde von Bettlern, die ihn in Stücke reißen wollen. Eine geheimnisvolle Gestalt rettet Armand: der Geistermönch, über den ganz Paris angstvoll flüstert. Mit Armand scheint der schattenhafte Mönch es gut zu meinen, verhilft er ihm doch zu einer Anstellung in der Kathedrale von Notre-Dame. Aber schon bald merkt Armand, dass er ins Zentrum einer unvorstellbaren Verschwörung geraten ist.

Kapitel 1:

Das Rätsel von Notre-Dame

Die Januartage auf dem nördlichen Turm von Notre-Dame verstrichen so eintönig, dass ich nichts spürte von den verhängnisvollen Fäden, die sich dichter und dichter um mich zusammenzogen. Jedenfalls nicht in den Stunden des Tages, an denen ich wachte und arbeitete. Vielleicht lag es daran, dass Pierre Gringoures seltsames Buch meine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte, mich derart in seinen Bann zog, dass ich fast alles um mich her vergaß, auch den Umstand, dass ich ein Gefangener von Notre-Dame war.

Voller Eifer tauchte ich die Gänsefeder ins Tintenfass, um Gringoures gesammelte Erkenntnisse zu übertragen. Das erste Kapitel behandelte *Verschiedene Ansichten, welche Gelehrte des Altertums über Entstehung, Zusammensetzung und Bedeutung der Kometen äußerten*. Erregung ergriff mich ob dieser Gedanken, die ich zu durchdringen suchte und die dabei mich durchdrangen. Die frommen Brüder in Sablé hatten mich anhand der Heiligen Schrift das Schreiben gelehrt. Maître Frondeur hatte mich mit Schriftsätzen, Urkunden und Verträgen gefüttert. Nebenbei hatte ich mir etwas Handgeld mit dem Abfassen persönlicher und geschäftlicher Briefe für die Einwohner meiner Heimatstadt verdient, trockene Abrechnungen und alberne Familiengeschichten. Dies hier war etwas Neues: Meinungen, die miteinander im Widerstreit lagen; Sätze, die mich herausforderten, mir ein eigenes Urteil zu bilden. Hatte ich eine solche Beschäftigung nicht längst gesucht, als mir die Arbeit für den Advokaten als zunehmend geistlos erschienen war?

Die Gedanken der großen Gelehrten ersetzten mir den Umgang mit den Menschen, der Glockenturm die Welt. Gern ließ ich einige Zeit verstreichen, bevor ich mich wieder hinunter ins brodelnde Paris wagte. Dann hielten Kriminalleutnants und Scharwächter vielleicht nicht länger Ausschau nach dem vermeintlichen Mörder des Oblaten Philippot Avrillot.

Außer den zweibeinigen Ameisen, deren wirres Treiben ich verfolgte, wenn ich in Momenten der Muße vom Turm hinuntersah, erblickte ich kaum einen Menschen. Hin und wieder erkundigte sich Claude Frollo nach dem Fortgang der Arbeit, wenn er auf den Turm stieg, um in seiner Zelle geheimnisvolle Studien zu betreiben; seine eigentliche Wohnung lag im Kloster von Notre-Dame. Ansonsten sorgte Odon für mein leibliches Wohl, brachte mir Essen und was ich zur Arbeit benötigte. Der Mesner zeigte sich nicht mehr so schwatzhaft wie am Abend unserer ersten Begegnung, eher schien er verschlossen und darauf erpicht, sich so schnell wie möglich wieder zu entfernen. Vielleicht aus Angst vor Frollo. Oder vor Quasimodo.

Letzteren erblickte ich zwei- oder dreimal als schattenhafte Gestalt, wie er in seinem eigentümlichen Wackelgang zum Glockengestühl huschte oder vom Läuten kam. Der Glöckner schien mich zu meiden, vielleicht auf Anweisung des Archidiakons, der mich nicht bei der Arbeit gestört sehen wollte. Dem Herrn war's gedankt, ich legte keinen Wert auf die Gesellschaft des buckligen Ungeheuers.

Mein Magen war immer gefüllt, mein Gaumen schmeckte Wein nach Belieben, das Kaminfeuer vertrieb des Januars kalten Hauch, und mein Geist hatte anregende Beschäftigung. Ich hätte rundum zufrieden sein können, wären nicht die schrecklichen Träume gewesen, die meinen Schlaf zur Qual machten. Träume, wie ich sie so eindringlich nicht kannte, wie ein zweites nächtliches Leben.

Ein riesiges Adlernest aus Stein beherrschte meine Träume, ein so gewaltiger Fels, wie ihn nur eine ganze Armee von Nachtmahren in die unruhigen Gedanken meines Schlafs setzen konnte. Ich lernte zu unterscheiden zwischen dem naturgewachsenen Stein und dem von Menschenhand geformten. Mauern, Häuser und Türme erhoben sich auf dem Berg, ein Horst für Menschen, umringt von steilen Klippen: eine Fluchtburg zwischen Erde und Himmel.

Die Menschen, die sich hier zusammendrängten, waren wahrhaftig auf der Flucht. Ich sah Männer und Frauen, auch Kinder, Alte und Kranke, Ritter und Soldaten. Ich empfand Vertrauen und Angst, Zweifel und Schrecken, Kälte und Hunger. Ich war kein Beobachter, sondern gehörte zu ihnen, den Verzweifelten, Mutigen, Starken.

Wieder und wieder entführten mich die Mahre an jenen fernen Ort, in eine andere Zeit. Ich litt und betete mit den Geflohenen das Vaterunser, glaubte und hoffte mit ihnen, bangte und bebte vor Zorn. Und das Verhängnis rückte näher, unaufhaltsam wie der Tod, der einem Pestkranken sicher ist.

Regen setzte ein. In jener seltsamen Gegend konnte es nur ein steinerner Regen sein. Seine Tropfen waren Felsen, die gegen die wehrhaften Mauern schlugen, sie erschütterten, Lücken in sie rissen. Stein traf nicht nur auf Stein, sondern auch auf Fleisch, Knochen und Blut. Auf Menschen, die unter dem Steinhagel starben oder zu Krüppeln zerschmettert wurden. Schreie, Tränen, Flüche mischten sich mit dem Donnerrollen des steinernen Regens.

Dann wieder ein Raum voller Friede und Hoffnung, erfüllt von hellem Sonnenlicht, das in einem reinen Grün leuchtete und seine Strahlen durch alles sandte, bis hinein in die Seelen der hier Versammelten. Männer und Frauen in einfachen dunklen Gewändern umringten einen Tisch oder Altar, der geradewegs vom einfallenden Sonnenschein getroffen wurde und ihn in jenes friedliche grüne Licht verwandelte.

Auch ich stand dort und fühlte mich so froh wie noch nie. Meine Seele schrie, als ich dem grünen Licht entrissen wurde, wieder hinaus in die Kälte musste, eisiger Wind mir auf jenen trostlosen Klippen entgegenschlug.

Feuer vertrieb die Kälte, Erlösung den Schmerz. Ein gewaltiges Feuer, dessen Nahrung Menschen waren. Freudig singend gingen sie in die Flammen, der Tod schien sie nicht zu schrecken. Ich aber schrie ob des unglaublichen Anblicks brennender Männer und Frauen, mit denen ich zuvor gelebt und gelitten hatte.

Der Wunsch, bei ihnen zu sein, mit ihnen zu singen und die Flammen zu spüren, überwältigte mich. Aber ich konnte es nicht.

Eine unsichtbare Macht zog mich fort und ließ die Flammen verschwinden. Nur die sengende Hitze blieb.

Blasses Mondlicht schien durch die großen Fenster in meine Zelle und verlieh allen Gegenständen verschwommene, unwirkliche Konturen, als wären auch sie nur Bestandteile eines Traums. Das Feuer im Kamin war erloschen, mochte nur noch dünn unter der Asche schweben, zu schwach, mich zu wärmen, geschweige denn zu erhitzen. Der Schweiß, der meine Stirn, mein Gesicht und meinen ganzen Körper bedeckte, war ein Ausfluss des Traums. Ein Zeichen, wie heftig die wirren Gespinste des Schlafes mich ergriffen hatten.

Mit jeder Nacht waren die Träume eindringlicher geworden, beunruhigender, wirklicher. Warum? Und weshalb spielten sich immer die gleichen Szenen ab? Ich glaubte nicht an einen Zufall. Begonnen hatte es hier oben auf dem Turm, in der Schreiberstube von Pierre Gringoire. Gab es eine Verbindung zwischen der Kathedrale und der Bergfestung? Existierte diese Burg, so wirklich sie mir im Traum erschien, überhaupt? Oder vergifteten die Nachtmahre meinen Verstand, so dass sich die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verlor?

Die Hitze, die mich trotz des längst erloschenen Kaminfeuers umfing, drohte mich zu ersticken. Ich konnte weder atmen noch klar denken, befand mich noch halb in der Traumwelt. Dumpf spürte ich: Ich musste raus aus dem Bett und der Zelle!

Mit einer fahrigten Bewegung schlug ich die Decke zurück und wankte zur Waschecke, um mich mit einem der großen Wolltücher vom Schweiß zu befreien. Ich kleidete mich an und ging zur Tür. Der Januar neigte sich dem Ende zu, noch waren die Nächte kalt und frisch. Und kalte Nachtluft war genau das, was ich brauchte, um mein erhitztes Gemüt abzukühlen und meine wirren Gedanken zu klären. Ich zog die Tür auf – und erschrak.

Fast wäre ich gegen einen Dämon geprallt, der in der Finsternis aussah wie eins der wasserspeienden Ungeheuer, die zur Verhöhnung alles Menschlichen die Fassade von Notre-Dame

säumten. Ein weiterer Nachtmahr, der mich heimsuchte, um die Grenze zwischen Wirklichkeit und Wahn endgültig zu verwischen? Meine Nackenhaare sträubten sich bei dem unerwarteten Anblick der reinen Hässlichkeit, und kalter Schweiß rann mir über den Rücken.

Das eine kleine Auge meines Gegenübers weitete sich, um mich mit seinem Blick zu umfassen. Der dicke Schädel reckte sich vor, und die schwieligen Lippen entblößten lückenhafte Reihen krummer Zähne, von denen in Form und Stellung keiner dem anderen glich.

»Lasst mich ein, Maître!« Der dicke Schädel wandte sich nach rechts und links, und das Auge blickte suchend, fast ängstlich in die Nacht. »Ist besser, wenn niemand mich sieht.«

Es war das erste Mal, dass Quasimodo, der Glöckner von Notre-Dame, zu mir sprach.

Ich wich zurück und ließ ihn eintreten – natürlich. Wer wie ich gesehen hat, wie der Bucklige den unglückseligen Robin Poussepain durch die Luft wirbelte, hätte es nicht gewagt, Quasimodo zu widersprechen

Er schloss die Tür mit einer raschen, un gelenk und ängstlich anmutenden Bewegung. Dann stand er verloren in meiner Zelle, wie zu Stein erstarrt. Und im kalten Mondlicht schien er tatsächlich nichts anderes zu sein als eine der unzähligen Statuen von Notre-Dame, verunglücktes Machwerk eines erschöpften Bildhauers.

Ich schürte das schwach glimmende Feuer mit dem Eisenhaken und legte ein paar Scheite auf, an denen bald gierige Flammen leckten, dass es knisterte. Mit einem dünnen Kienspan, der eine schwarze Rauchfahne hinter sich herzog, entzündete ich die bronzene Tischlampe, und bald erfüllte das brennende Bucheckernöl den Raum mit seinem herben Geruch.

Während ich den Kienspan ins Kaminfeuer warf, forderte ich meinen ungebetenen Gast auf, Platz zu nehmen, doch als ich mich zu ihm umdrehte, stand er immer noch stocksteif da, und sein Auge glotzte mich forschend an. Ich erinnerte mich seiner Taubheit und wies auf die beiden Stühle am Tisch. Quasimodo schob seine unförmige Körpermasse durch den Raum und nahm mit einer fast komischen Verrenkung Platz. Das Holz des Stuhls knarrte unter dem Gewicht, und der Glöckner schnaufte wie unter der Last seines Buckels. Zögernd setzte ich mich ihm gegenüber und bemerkte in der Ruine seines Gesichts eine Scheu, die nicht zu der groben Gestalt passen wollte. Offenbar verspürte er mir gegenüber nicht weniger Befangenheit, als mich bei seinem Anblick befiel.

»Nun, was kann ich für Euch tun?«, fragte ich und wurde mir danach erst bewusst, dass die Frage vergeblich gestellt war.

Quasimodo aber öffnete den krummen Mund und sagte mit seiner kratzigen, das Sprechen nicht gewöhnten Stimme: »Ihr habt etwas gesagt, aber ich habe es nicht verstanden, Maître Sauveur. Das Geläut der Glocken hat mich taub gemacht für alles, was nicht so laut und dröh-

nend ist wie ihr Gesang. Aber wenn Ihr mich anseht und dabei langsam und deutlich sprecht, mag ich Euch verstehen, und noch besser, wenn Ihr mir bei schwierigen Dingen Zeichen gebt.«

»So wie Dom Frollo?«, fragte ich langsamer und mit deutlicher Betonung.

Quasimodo nickte schwerfällig und seufzte: »Ja, so wie Frollo, dessen Finger schneller zu mir sprechen, als ein menschlicher Mund es je könnte.«

Abermals fragte ich, was ich für ihn tun könne, und diesmal verstand er mich.

»Ich will Euch bitten, mir zu helfen, Maître. Ihr seid ein kluger und gutherziger Mann.«

Er brachte mich wahrlich zum Lachen. »Wie kommt Ihr darauf, Quasimodo?«

»Ihr könnt lesen und schreiben, also müsst Ihr sehr klug sein. So wie Pierre Gringoire, der vor Euch hier oben wohnte. Und für Euer gutes Herz spricht, dass Ihr versucht habt, mir Wasser zu reichen, als ich am Pranger stand.«

»Das habt Ihr bemerkt?«, murmelte ich.

Er verstand mich nicht und stierte mich einfach nur an. Ich sah die blutige Szene auf dem Pranger vor mir und die gebundene, gequälte Kreatur, die sich unter Peitschenhieben krümmte und als Antwort auf ihr verzweifelt Betteln um Wasser nur Missgunst und Spott erntete. Jede Angst vor Quasimodo hatte mich verlassen, stattdessen spürte ich eine Verbundenheit mit ihm, die mir vollkommen unerklärlich war. Er, ein Fremder, der vielleicht hässlichste Mensch auf Gottes Erdboden, erschien mir nahe wie ein alter Freund. So ähnlich dachte ich, wenn ich auch keine alten Freunde besaß und mein Vergleich darum wohl so schief ausfiel wie Quasimodos Körperbau.

»Ich möchte Euch fragen, ob Ihr mir noch einmal helfen könnt«, fuhr Quasimodo zögerlich fort.

»Wobei?«

Er kramte in den Falten seines einstmals bunten, inzwischen aber reichlich abgeschabten Rocks und brachte ein Buch zum Vorschein, das er auf den Tisch legte. Der Einband aus glattem Schafleder wies kaum Spuren des Gebrauchs auf, und als ich das Buch aufschlug, erkannte ich die Ursache seiner jungfräulichen Erscheinung: Es war ein neuartiges Druckwerk! Eine französischsprachige Ausgabe des Neuen Testaments, mit Holzschnitten verziert, gedruckt zu Paris im Jahre des Herrn 1481.

»Was habt Ihr, Maître, ist's kein gutes Buch?«, fragte Quasimodo, dem meine missbilligende Miene nicht entgangen war.

»Das Buch ist gut, aber die Art seiner Herstellung nicht.« Quasimodo legte den Kopf schief und sah mich fragend an. »Also steht nichts Nützliches drin?«

»Doch, schon, man kann viel daraus lernen.«

»Das Buch spricht zu einem und erzählt Geschichten.«

»Das haben Bücher so an sich, und das wiederum macht sie erst wertvoll.«

»So ähnlich hat es der Italiener auch gesagt.«

»Der Italiener? Von wem spricht Ihr?«

»Von dem Mann, der mir das Buch geschenkt hat. Ich bin so froh, dass es ein gutes Buch ist. Ich hab nur das eine.«

Quasimodo verzog das Gesicht zu einer schiefen Grimasse, was wohl ein Glücksgefühl zum Ausdruck bringen sollte.

»Was ist mit diesem Italiener? Wo habt Ihr ihn getroffen?«

»Unten in der Kathedrale. Er war in den letzten Tagen mehrmals da, um mit mir zu sprechen.«

»Konntet Ihr ihn verstehen?«, fragte ich fassungslos.

»Er war sehr geschickt darin, seine Worte mit den Händen auszudrücken.«